

2. Zur Anerkennung der Literatur von Zugewanderten und ihren Nachkommen: Ein internationaler Forschungsabriss

Wenn Forscher*innen die Geschichte der Literatur von Zugewanderten und ihren Nachkommen in bestimmten nationalen Kontexten erzählen, beginnen sie normalerweise mit einer Immigrationsbewegung, die als Auslöser für diese Literatur gilt. So setzen solche literaturwissenschaftlichen Überblicke in Großbritannien mit der kolonialen und postkolonialen Zuwanderung aus der Karibik und dem indischen Subkontinent nach dem Zweiten Weltkrieg ein, während in Deutschland und Österreich die sogenannte Gastarbeitermigration in den 1960er Jahren zum Ausgangspunkt genommen wird. Doch diese Zeitpunkte können nicht als Anfang der Geschichte dieser Literatur gesehen werden. Immigration ist kein Phänomen des 20. Jahrhunderts, und Immigrant*innen haben auch schon in früheren Jahrhunderten Literatur verfasst. Bekanntestes Beispiel im deutschsprachigen Raum ist Adelbert von Chamisso. Wer die Geschichte dieser Literatur schreiben will, muss also viel früher ansetzen.

Das ist jedoch nicht Anliegen dieses Buches. Hier geht es um die Geschichte der Anerkennung dieser Literatur, die den Autor*innen ermöglichte, sich aktiv in die Auseinandersetzungen über Migration in den jeweiligen nationalen Kontexten einzubringen. Diese Geschichte ist tatsächlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu verorten. Erst rückwirkend wurde dann auch die längere Geschichte der Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen in den unterschiedlichen nationalen Kontexten erforscht. Wir müssen also unterscheiden zwischen der langen Geschichte der Literatur, die aus Immigration hervorgegangen ist, und der Geschichte der Anerkennung dieser Literatur. Eine zentrale These dieses Buches lautet, dass es dieses Anerkennungsprozesses bedurfte, weil Immigrant*innen und deren Nachkommen im Zuge der Nationalisierungsprozesse, in denen literarische Akteur*innen eine wichtige Rolle spielten, nicht nur aus der Gesellschaft, sondern auch aus der Literatur ausgegrenzt wurden. Dieser Ausgrenzungsprozess ist für die Literatur bisher erst in Ansätzen erforscht und wird deswegen auch im folgenden Forschungsüberblick nur

am Rande eine Rolle spielen.¹ Was der Überblick aber demonstrieren soll, ist, dass diese Ausgrenzung nicht durch Immigration allein überwunden wurde. Vielmehr bedurfte es dafür eines neuen Verständnisses von Menschenrechten, wie es in der internationalen Menschenrechtserklärung nach dem Holocaust festgeschrieben wurde. Die Anerkennung in der Literatur hängt also schon ursprünglich eng mit ähnlichen Anerkennungsprozessen in Politik und Recht zusammen.

In einem Land wie Österreich, wo die Literatur von Immigrant*innen erst seit den 1990er Jahren vermehrt Aufmerksamkeit erhielt, kann nur ein internationaler Blick auf die Geschichte der Anerkennung der Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen den direkten Zusammenhang zwischen den menschenrechtlichen Veränderungen der Nachkriegszeit und den Entwicklungen im österreichischen literarischen Feld in den 1990er Jahren herstellen. Aus dieser Perspektive dient der folgende internationale Überblick als Kontext für die detaillierte Analyse der Veränderungen im literarischen Feld Österreichs. Damit soll von Beginn an deutlich werden, dass die Geschichte, um die es in diesem Buch geht, eine internationale ist, auch wenn sie dann ausführlich nur für einen nationalen Kontext dargestellt wird. Gleichzeitig macht der Forschungsabriss die entscheidenden Paradigmenwechsel in der literaturwissenschaftlichen Wahrnehmung der Texte von Immigrant*innen und deren Nachkommen sichtbar, die aus österreichischer Perspektive allein unsichtbar bleiben würden, weil sie bereits vollzogen waren, als österreichische Literaturwissenschaftler*innen sich mit dieser Literatur in ihrem Land zu befassen begannen.

Darüber hinaus soll der Forschungsüberblick, ganz im Sinne dieser Textsorte, die postmigrantische Literaturgeschichte in der bisherigen wissenschaftlichen Forschung zum Thema Migration und Literatur verorten. Nun könnte man argumentieren, dass dem mit dem dritten Abschnitt dieses Kapitels mit dem Titel »Von der Anerkennung zur gesellschaftlichen Veränderung« Genüge getan würde, fasst er doch die wenigen sozialgeschichtlichen Ansätze zusammen, die es in diesem Forschungsbereich bereits gibt. Doch diese Erkenntnisse allein genügen nicht, um den Zugang, der in dieser Studie gewählt wurde, zu erklären. Sie verankert den gesellschaftlichen und literarischen Veränderungsprozess, den sie zur Darstellung bringen will, in der menschenrechtlichen Revolution, die mit der Institutionalisierung der Menschenrechte begann und bis heute anhält (Abschnitt 2.1). Erst diese ermöglichte die Veränderungen, um die es in dieser Studie geht. Dass die Werke von Immigrant*innen und deren Nachkommen als Teil eines Veränderungsprozesses gelesen werden können, offenbaren die textanalytischen Ansätze,

1 Der Forschungsabriss beruht auf der Publikation *Immigrant and Ethnic-Minority Writers since 1945: Fourteen National Contexts in Europe and Beyond*, die ich gemeinsam mit Sandra Vlasta herausgegeben habe (Sievers und Vlasta, 2018c). Diese versucht zum ersten Mal, die internationale Geschichte der Anerkennung dieser Literatur darzustellen. Für die ersten beiden Teile dieses Kapitels greife ich auf die Argumentation der von mir verfassten Conclusio zu diesem Band zurück (Sievers, 2018b). Der Text wurde jedoch umgeschrieben. Der zweite Teil beruht zudem auf den Überblicksdarstellungen zu Deutschland und Österreich (Sievers und Vlasta, 2018a; dies., 2018b). Der dritte Teil wurde für diese Studie neu geschrieben. Selbstverständlich handelt es sich bei folgendem Abriss nicht um einen umfassenden Forschungsüberblick, denn selbst in dem genannten Band von über 500 Seiten konnte die internationale Forschung zu Literatur und Migration nur ausschnittsweise erfasst werden.

die vor allem auf Basis von poststrukturalistischen und postkolonialen Theorien den nationalistischen Blick in den Literaturwissenschaften überwunden und das revolutionäre Potential der literarischen Werke herausgearbeitet haben (vgl. Abschnitt 2.2). Auch sie bilden damit einen Ausgangspunkt der vorliegenden Publikation. Sie waren zudem von entscheidender Bedeutung für den Anerkennungsprozess der Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen, weil sie die besondere literarische Qualität der Texte hervorhoben, die diesen lange abgesprochen wurde. Oder um es in Bourdieus Terminologie auszudrücken: Sie sprachen den Werken die ästhetische Distinktion zu, die Grundlage ihrer Anerkennung werden sollte.

Damit ist angedeutet, dass Bourdieus Verständnis von den Literaturwissenschaften bereits diesen Forschungsüberblick prägt, auch wenn erst im folgenden Kapitel ausführlich auf seine Feldtheorie eingegangen wird. Bourdieu geht davon aus, dass die Literaturwissenschaften zutiefst involviert sind in die Prozesse der Anerkennung von Autor*innen und Literaturen (Bourdieu, 2001, 295–306; vgl. Leschanz, 2023, 66f.). Sie blicken normalerweise nicht von außen auf ein Feld der Literatur, das sich unabhängig von ihnen entwickelt, sondern sie gestalten dieses Feld mit. Egal ob sie sich für den Aufbau nationaler Identitäten und literarischer Felder oder für die Anerkennung von Frauen und Minderheiten einsetzen, Literaturwissenschaftler*innen nehmen mit ihren Analysen Einfluss darauf, wer erinnert und wer vergessen wird. Sie schreiben also mit ihren literarischen Analysen, wenn sich diese durchsetzen, zugleich Literaturgeschichte. In diesem Sinne werden literarische Entwicklung und literaturwissenschaftliche Reflexionen im folgenden Überblick als eng verbunden dargestellt. Hätten die Literaturwissenschaften nicht das Augenmerk auf die Texte von Immigrant*innen und deren Nachfahren gerichtet und ihnen literarische Qualität zugesprochen, dann hätten diese bis heute keine Bedeutung.

Die Ausführungen folgen grundsätzlich der chronologischen Entwicklung der Ereignisse. Sie begeben sich zunächst zum Ausgangspunkt des Anerkennungsprozesses: der allgemeinen Menschenrechtserklärung (Abschnitt 2.1). Während diese im globalen Süden den Widerstand gegen den Kolonialismus befeuerte, nahmen ethnische Minderheiten und Immigrant*innen im globalen Norden diese zum Anlass, um sich gegen ihre fortbestehende Ausgrenzung zur Wehr zu setzen. Autor*innen nutzten die Literatur als Mittel dieses Protests und profitierten von seinem Erfolg, indem sie mehr Aufmerksamkeit von Verlagen und Kritiker*innen erhielten. Damit es zu längerfristigen Veränderungen kommen konnte, war jedoch auch die literaturwissenschaftliche Anerkennung der Werke notwendig, denn erst diese garantiert deren Aufnahme in die Lehre in Schule und Universität (Abschnitt 2.2). Ausgewählte Forscher*innen stellten auf Basis der neuen Werke nationale Paradigmen in den Literaturwissenschaften in Frage. Sie erkannten die spezifischen ästhetischen Charakteristika der literarischen Werke und erklärten sie zu einer Avantgarde des kulturellen Wandels. Der Schwerpunkt lag dabei auf den neuen Vorstellungen von Identität, Kultur und Nation, die in den Texten verhandelt werden. Im letzten Teil dieses Kapitels (Abschnitt 2.3) geht es schließlich um die sich erst allmählich entwickelnde literatursoziologische Forschung zu der Frage, wie und wie weit diese Texte tatsächlich einen Wandel in den literarischen Feldern und darüber hinaus zur Folge hatten.

2.1 Menschenrechtliche Revolution als Grundlage des Anerkennungsprozesses

Die Literatur von Zugewanderten und ihren Nachkommen beginnt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Anerkennung zu finden. Das heißt jedoch nicht, dass es zuvor keine Migrant*innen gab, die Literatur verfassten. Tatsächlich wurde die Literaturgeschichte in den Ländern, die sich selbst als Immigrationsnationen verstehen, wie den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien, nicht von der indigenen, sondern von der eingewanderten Bevölkerung geschrieben. Dennoch litten auch in diesen Ländern spätere Generationen von Zugewanderten und deren Nachkommen darunter, dass sie in der Literaturgeschichte marginalisiert wurden (Gunew und Ommundsen, 2018; Verduyn, 2018; Schlund-Vials, 2018). Grund für diese Marginalisierung war die Nationalisierung von Literaturen, die sich im 19. Jahrhundert von Frankreich und England aus weltweit ausbreitete (Casanova, 2008), sich aber auch in vielen Ländern des globalen Nordens erst im 20. Jahrhundert vollzog, so in Kanada (Verduyn, 2018, 117), Australien (Gunew und Ommundsen, 2018, 11) und nicht zuletzt Österreich (siehe Kapitel 4).

Die Literatur avancierte in diesem Prozess zum Ausdrucksmittel einer nationalen Identität, an deren Herausbildung sie gleichzeitig beteiligt war. Das beinhaltete immer auch die Marginalisierung all jener, denen die Zugehörigkeit zur jeweiligen Nation abgesprochen wurde. Dazu gehörten neben Juden*Jüdinnen und Schwarzen auch Eingewanderte und deren Nachkommen, wobei sich diese Gruppen teils überschneiden. In der Phase der Nationalisierung fanden Immigrant*innen und deren Nachkommen in manchen Kontexten noch Eingang in nationale Literaturgeschichten, weil sich erst in diesem Prozess die Nation mit der dazugehörigen nationalen Bevölkerung und Sprache etablierte. Das zeigt unter anderem das Beispiel Österreich, wo die Literatur der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, die stark von Immigration aus den anderen Gebieten der Monarchie geprägt war – man denke nur an Joseph Roth oder Ödön von Horváth –, als goldenes Zeitalter in die österreichische Literaturgeschichte einging. Gleichzeitig etablierten sich im Nationalisierungsprozess gerade jene Paradigmen, die zukünftige Zugewanderte und deren Nachkommen in der Literaturgeschichte marginalisierten (Sievers, 2018b, 502–505).

Wie aber kam es dazu, dass diese nationalen Paradigmen und Strukturen aufgebrochen wurden? In der Forschung zu Eingewanderten und deren Nachkommen in den einzelnen Nationalliteraturen wird dies meist mit neuen Zuwanderungen begründet, die sich mit besonderer Ausgrenzung konfrontiert sahen: außereuropäische Immigrationen nach der Abschaffung ethnischer Einwanderungskriterien in den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien in den 1960er und 1970er Jahren (Verduyn, 2018, 106, 108f.; Gunew und Ommundsen, 2018, 11f.; Schlund-Vials, 2018, 469f.), koloniale und postkoloniale Zuwanderungen nach Großbritannien und Frankreich nach 1945 (Vlasta und Gunning, 2018, 431–433; Reeck, 2018, 192) und die sogenannten Gastarbeitermigrationen nach Deutschland ab den 1960er Jahren (Sievers und Vlasta, 2018a, 219f., 223). Doch diese neuen Zuwanderungen führten nicht zwangsläufig zur Entstehung und Anerkennung einer neuen Literatur. So warben die Niederlande und Österreich genauso wie die Bundesrepublik Deutschland in den 1960er Jahren Gastarbeiter*innen an, zum

Teil sogar in denselben Ursprungsländern, und doch ging zunächst nur in Deutschland eine Literatur aus dieser Zuwanderung hervor (Sievers, 2008; Minnaard, 2011).

Zudem lässt sich die Ausgrenzung neuer Immigrant*innen in der langen Geschichte weltweiter Migrationen immer wieder beobachten, ohne dass diese zu einer neuen Wahrnehmung von Autor*innen führte, die aus dieser Einwanderung hervorgingen. Als Beispiel sei hier die jüdische Immigration aus dem östlichen Europa in die Vereinigten Staaten im frühen 20. Jahrhundert angeführt. Mehr als 24 Millionen Menschen wanderten zwischen 1880 und 1924 aus Südeuropa, Mitteleuropa und Russland in die USA ein (Schlund-Vials, 2018, 469), darunter viele Juden*Jüdinnen, die vor Armut und Ausgrenzung im östlichen Europa flohen. Diese Gruppe war Anlass für die Entstehung nativistischer Bewegungen in den USA, die diesen neuen Zugewanderten gegenüber massive Vorurteile hegten und sie als grundsätzlich nicht integrierbar betrachteten. Das schlug sich auch in der zu dieser Zeit einsetzenden US-amerikanischen Literaturgeschichtsschreibung nieder, die einen Autor wie Herman Melville zum Inbild amerikanischer Hochkultur erhob, um sich gegen den steigenden Einfluss von Frauen und Immigrant*innen in der Literatur zur Wehr zu setzen:

»Melville« was constructed in the 1920s as part of an ideological conflict which linked advocates of modernism and of traditional high cultural values – often connected to the academy – against a social and cultural »other,« generally, if ambiguously, portrayed as feminine, genteel, exotic, dark, foreign, and numerous. (Lauter, 1994, 6)

Aus diesem Grund blieben auch die Autor*innen, die aus der osteuropäisch-jüdischen Einwanderung hervorgingen, wie Mary Antin und Abraham Cahan, in der literaturwissenschaftlichen Forschung lange marginalisiert (Schlund-Vials, 2018, 471–473).

Neue Einwanderungen sind also noch kein hinreichender Grund für einen Paradigmenwechsel in der Literatur. Vielmehr ist die erhöhte Aufmerksamkeit für die Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen Teil eines Prozesses, den Will Kymlicka als eine »menschenrechtliche Revolution« bezeichnete (Kymlicka, 2012, 5). Ausgangspunkt dieses Prozesses war die breite Front, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg gegen den Rassismus stellte, der zum Holocaust geführt hatte. Wichtigster Ausdruck dieses neuen Denkens war die allgemeine Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen im Jahr 1947, die die Gleichheit aller Menschen postulierte. Zu diesem Zeitpunkt war diese Erklärung nicht mehr als eine Idealvorstellung, die erst noch in die Realität umgesetzt werden musste (Moyn, 2010). Im globalen Norden waren soziale Bewegungen und Politiker*innen, die sich gegen Diskriminierung und für Minderheitenrechte einsetzten, von entscheidender Bedeutung für diesen Umsetzungsprozess. Dieser schloss auch die Anerkennung von Minderheiten in der Literatur ein. Schließlich ging es darum, sich in die Geschichte der Nationen einzuschreiben, in denen man als nicht zugehörig galt. Nachdem die Literatur im Zuge der Entstehung der Nationen zum Ausdruck der jeweiligen Nationalkulturen erhoben worden war, galt die Eroberung der Literatur als ein wichtiger Schritt im Kampf um Anerkennung in diesen nationalen Kontexten. Dieser Kampf begann mit der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten in den 1950er Jahren, erreichte dann in den 1960ern Großbritannien, in den 1970ern Kanada, Australien,

Schweden sowie Deutschland, in den 1980ern Frankreich und die Niederlande und in den 1990ern schließlich die Schweiz und Österreich (Sievers, 2018b, 505–512).

Der Anerkennungsprozess der Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen begann also insbesondere in den englischsprachigen Ländern deutlich früher als in vielen anderen Kontexten. Doch ob und wann Immigrant*innen und deren Nachkommen dann auch tatsächlich Anerkennung erhielten, hing von weiteren Faktoren ab. So ging dieser Prozess in jenen Kontexten deutlich schneller vonstatten, in denen die Gleichheit der Menschen offiziell anerkannt wurde. Auch diesbezüglich waren englischsprachige Länder wie Kanada, Australien und Großbritannien Vorreiter. Sie führten frühzeitig multikulturelle Politiken ein, die neben der Eindämmung von Diskriminierung spezifische Förderungen für die Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen vorsahen (Sievers, 2018b, 513–515).² Dass die Anerkennung von Immigrant*innen in den englischsprachigen Literaturen weiter fortgeschritten ist als in vielen anderen Ländern, erklärt sich also nicht nur damit, dass diese sehr viel früher begann, sondern auch mit dem offiziellen Selbstbild des jeweiligen Landes im Einklang war. In Deutschland war das zum Beispiel lange nicht der Fall. Deswegen zog sich dieser Anerkennungsprozess von den 1970ern bis in die 1990er Jahre. In den Niederlanden dagegen fand die Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen zwar erst in den 1990ern Aufmerksamkeit und damit um zwanzig Jahre später als in Deutschland. Doch dies geschah im Rahmen der Einführung einer multikulturellen Politik, die zur Folge hatte, dass diese Literatur bereits innerhalb eines Jahrzehnts als Teil der niederländischen Literatur galt (Minnaard, 2018; Sievers und Vlasta, 2018a).

Abschließend sei darauf verwiesen, dass die Anerkennung von Immigrant*innen in literarischen Feldern auch in Zusammenhang mit anderen Internationalisierungsprozessen in der Literatur steht. So unterstützte der Aufstieg englischsprachiger National-literaturen in den ehemaligen britischen Kolonien die Anerkennung der Zugewanderten in Großbritannien, denn beide Prozesse wurden oft von ein- und derselben Person verkörpert, wie das Beispiel Salman Rushdie zeigt (Sievers, 2020, 594–597). In Deutschland dagegen sind literarische Internationalisierung und die Anerkennung von Zugewanderten lange zwei voneinander unabhängige Prozesse geblieben. Die Internationalisierung fand vor allem über die Übersetzung englischsprachiger Texte statt, während die Anerkennung von Immigrant*innen zunächst meist Autor*innen aus Italien und der Türkei betraf, die zwar auch mit Übersetzung arbeiteten, aber meist als marginal wahrgenommen wurden. Das änderte sich erst mit der steigenden Wahrnehmung deutschsprachiger Texte aus Mittel- und Osteuropa, die mit der Anerkennung von Zugewanderten

2 Das widerspricht nicht der Kritik, die heute am Multikulturalismus geübt wird. Der Multikulturalismus war ursprünglich eine Idee, die gesellschaftliche Gleichberechtigung vorantreiben wollte, indem Immigrant*innen bzw. ethnische Minderheiten Unterstützung erhielten. Doch das führte zu einer Festschreibung ethnischer Grenzen und hatte in der Literaturwissenschaft oft soziologische Zugänge zu Texten von Immigrant*innen und deren Nachkommen zur Folge (Gunew und Ommundsen, 2018; Verduyn, 2018). Insofern werden die Auswirkungen multikultureller Politiken und Ansätze in diesem Text als ambivalent betrachtet. Sie konnten zunächst der Anerkennung von Immigrant*innen und deren Nachkommen Vorschub leisten, stehen ihr aber heute, wo diese Anerkennung über dieses Gruppendenken hinausgedacht wird, im Wege.

aus dieser Region einherging, auch das teilweise in ein- und derselben Person, wie das Beispiel Herta Müller illustriert (ebd., 598–601).

Ein entscheidender Schritt zur Anerkennung von Immigrant*innen in den verschiedenen literarischen Feldern war die literaturwissenschaftliche Analyse der besonderen Ästhetik dieser neuen literarischen Werke. Damit schafften die Literaturwissenschaften jene Distinktionszeichen, die dazu führten, dass diese Autor*innen heute als Avantgarde eines kulturellen Wandels gelten, der erlaubt, unsere Gesellschaften neu zu denken.

2.2 Ästhetische Distinktion als literaturwissenschaftliches Mittel der Anerkennung

Die ersten literaturwissenschaftlichen Zugänge zu den Werken von Zugewanderten lassen diese ganz im Sinne einer nationalliterarisch orientierten Forschung als repräsentativ für Gemeinschaften (Sievers, 2013, 2081). In Großbritannien und Frankreich nahm man die Immigrant*innen aus den ehemaligen Kolonien lange als Vertreter*innen ihrer Herkunftsstaaten wahr. Dies erklärt sich vor allem mit der postkolonialen Situation, in der sich diese Länder befanden. Die Anerkennung dieser Schriftsteller*innen, die diese Lesart zudem oft selbst einforderten, war ein Schritt in der Anerkennung der Länder, die in der Nachkriegszeit ihre Selbständigkeit erlangten. Dabei gestaltete sich dieser Prozess in Großbritannien und Frankreich sehr unterschiedlich. In Großbritannien entwickelte sich daraus jene postkoloniale Infragestellung des kolonialen Zentrums, die den Zugang zur Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen entscheidend beeinflussen sollte (Ashcroft et al., 2002). In Frankreich dagegen setzte eine Auseinandersetzung mit diesen Theorien erst nach der Jahrtausendwende ein, als auch das Thema Zuwanderung in der Literatur an Bedeutung gewann (Reeck, 2018, 193f.).

In anderen nationalen Kontexten wurden Eingewanderte und deren Nachkommen zwar von Beginn an als solche wahrgenommen, aber das bedeutete nicht, dass man damit die nationalen Paradigmen der Literaturwissenschaften aufbrach. Vielmehr las man sie als Repräsentant*innen ausgewählter Gruppen innerhalb der jeweiligen Nation, so der Immigrant*innen in den USA (Schlund-Vials, 2018, 471f.), der Gastarbeiter*innen in Deutschland (Sievers und Vlasta, 2018a, 233f.) oder bestimmter ethnischer Gruppen, wie den Ukrainer*innen in Kanada (Verduyn, 2018, 124). Die Werke galten ganz im Sinne nationalliterarischen Denkens als Ausdruck der jeweiligen Gruppenidentität. Man verstand sie als realistische Einblicke in diese Gemeinschaften, die per se als fremd wahrgenommen wurden. Ihre ästhetische Gestaltung blieb dabei unberücksichtigt. Das wiederum erschwerte ihre Anerkennung als Literatur und verhinderte ihre Aufnahme in den Kanon, die ästhetisch argumentiert wurde, wobei schon die Definition dieser Ästhetik als Ausgrenzung dienen konnte, wie oben in Bezug auf Melville bereits dargelegt wurde (vgl. Seite 39). Der Abstand zur jeweiligen Nationalliteratur, der man ästhetische Bedeutung und universelles Interesse zusprach, blieb damit gewahrt (Schlund-Vials, 2018, 472; Sievers und Vlasta, 2018a, 233f.).

Die fixen Vorstellungen von Gemeinschaften wie Ethnien und Nationen, die solchen Kategorisierungen zugrunde lagen, wurden 1986 zum ersten Mal vom Amerikanisten Werner Sollors in seinem Werk *Beyond Ethnicity* in Frage gestellt. Sollors argumentierte

auf der Basis neuerer Theorien aus der Anthropologie, dass Ethnien keinesfalls als statische Container mit festen Grenzen verstanden werden dürfen. Deswegen wehrte er sich auch dagegen, literarische Texte als Ausdruck spezifischer ethnischer Gruppen zu lesen. Vielmehr zeigen gerade die Texte von oder über Menschen unterschiedlicher Herkunft, was es heißt, Amerikaner*in zu sein, so Sollors. In ihnen wird sichtbar, wie Individuen ihre Identität zwischen ethnischer Herkunft und Zugehörigkeit zur amerikanischen Nation verhandeln: »Works of ethnic literature [...] may thus be read as expression of mediation between cultures but also as handbooks of socialisation into the codes of Americanness« (Sollors, 1986, 7). Identität erklärt sich also nach Sollors im amerikanischen Kontext nie allein mit der ethnischen Herkunft, sondern immer auch damit, wie sich die jeweilige Person in der amerikanischen Nation verortet.

Das konstruktivistische Verständnis von ethnischen Identitäten und Gemeinschaften, das Sollors in die literaturwissenschaftliche Debatte einbrachte, kennzeichnet auch die Zugänge, die im Rahmen der postkolonialen Studien in den 1990er Jahren in England entstanden. Sie berücksichtigen allerdings in ihrer Analyse stärker, dass Identitäten nie in einem machtfreien Raum verhandelt werden. Vielmehr gibt es dominante nationale Diskurse, die bestimmten Gruppen die Zugehörigkeit absprechen. Doch genau diese befinden sich in Veränderung, so Homi Bhabha in seinem einflussreichen Buch *The Location of Culture*, das 1994 zum ersten Mal erschien:

The very concepts of homogeneous national cultures, the consensual or contiguous transmission of historical traditions, or »organic« ethnic communities [...] are in a profound process of redefinition. [...]. This side of the psychosis of patriotic fervour, I like to think, there is overwhelming evidence of a more transnational and translational sense of the hybridity of imagined communities. (Bhabha, 2004, 7)

Bhabha postuliert, dass Hybridität ein Merkmal aller Kulturen ist, auch wenn diese in nationalen Narrativen keinen Ausdruck findet. Gerade die literarischen Werke von Immigrant*innen und ihren Nachkommen machen kulturelle Hybridität sichtbar. Sie eröffnen eine Art Dritten Raum, in dem die Gegensätze und Widersprüche von nationalen Narrativen offenbar werden, und ebnen damit den Weg dafür, Gesellschaften neu zu denken. Damit rückt Bhabha diese Werke vom Rand ins Zentrum gesellschaftlicher Auseinandersetzung.

Ganz in diesem Sinne liest er Salman Rushdies *The Satanic Verses* (1988) als ein Werk, das uns die britische Gesellschaft neu denken lässt. Die beiden Hauptfiguren, Saladin Chamcha und Gibreel Farishta, repräsentieren die postkoloniale Migration vom indischen Subkontinent nach Großbritannien, stehen aber auch für einen neuen Blick auf die britische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So bringt die Begegnung zwischen Farishta und der Engländerin Rosa Diamond, deren verstorbener Ehemann Besitzungen in den Kolonien hatte, ihre verdrängte Kolonialgeschichte zum Vorschein, sein Dazwischen zeigt auch ihr Dazwischen auf: »[H]is postcolonial, migrant presence does not evoke a harmonious patchwork of cultures, but articulates the narrative of cultural difference which can never let the national history look at itself narcissistically in the eye« (Bhabha, 2004, 241; vgl. Rushdie, 2006, 152–156). Chamcha dagegen erfährt als illegaler Immigrant den britischen Rassismus am eigenen Leib und mutiert zum Inbegriff des

Widerstands gegen die Unterdrückung der postkolonialen Zugewanderten in London (Bhabha, 2004, 326f.; vgl. Rushdie, 2006, 284–287). Gegen Ende des Romans schließlich versucht Farishta, der sich für Erzengel Gabriel hält, London in eine tropische Stadt zu verwandeln, unter anderem, um die Moral und das soziale Miteinander zu stärken (Bhabha, 2004, 326f.; vgl. Rushdie, 2006, 354f.). Der Roman verwischt also die Grenzen zwischen Engländer*innen und Zugewanderten und gibt letzteren eine zentrale Rolle in der Gestaltung der britischen Gesellschaft.

Im deutschsprachigen Raum können Carmine Chiellino und Immacolata Amodeo als erste Literaturwissenschaftler*innen gelten, die auf diese besondere Qualität der Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen hinwiesen (Sievers und Vlasta, 2018a, 236–238). Chiellinos Studien illustrieren seit Mitte der 1980er Jahre, dass die Werke zugewanderter Autor*innen sprachliche und literarische Grenzen, wie sie in nationalen Diskursen gezogen werden, überschreiten (Chiellino, 1985, 46).³ In der Monografie *Am Ufer der Fremde* postuliert er deswegen, dass diese Werke in einem transnationalen Kontext gelesen werden müssen (Chiellino, 1995, 301–307). Ähnlich geht auch Amodeo in ihrer Studie mit dem Titel *Die Heimat heißt Babylon* davon aus, dass sich die neue Ästhetik dieser Werke nicht mit den herkömmlichen Methoden nationaler Literaturwissenschaften erfassen lässt (Amodeo, 1996, 87–94). Sie entwickelt deswegen auf Basis von Gilles Deleuzes und Félix Guattaris Theorie vom Rhizom einen Ansatz, der es erlaubt, die neue Ästhetik dieser Werke zu beschreiben. Diese zeichnen sich ihrer Meinung nach durch eine Redevielfalt im Sinne Michail Bachtins, Mehrsprachigkeit, Oszillation zwischen Eigenem und Fremdem und Synkretismus aus (ebd., 108f.).

Chiellinos und Amodeos Ansätze ermöglichen, die Literatur von Zugewanderten über nationale Grenzen hinauszudenken. In einem nächsten Schritt wird dann den Immigrant*innen in der deutschen Literatur kulturverändernde Kraft zugesprochen (Sievers und Vlasta, 2018a, 238–248). Leslie A. Adelson zum Beispiel erläutert, wie sie deutsche Geschichte neu schreiben, indem sie historische Ereignisse zusammenführen, die meist national getrennt betrachtet werden. Als Beispiel dient ihr Zafer Şenocaks Roman *Gefährliche Verwandtschaft* (1998), dessen Hauptfigur Sascha Muhteschem die Geschichten zweier Völkermorde in sich verbindet. Er ist Sohn eines türkischen Vaters, dessen Familie in den Genozid der Armenier involviert war, und einer deutsch-jüdischen Mutter, die mit ihrer Familie vor dem Nationalsozialismus in die Türkei fliehen musste. Diese »touching tale«, wie Adelson sie nennt, denkt die deutsche Geschichte aus der Perspektive der türkischen Zuwanderung neu (Adelson, 2005, 20–23; 104–122). Tom Cheesman geht noch einen Schritt weiter, indem er diese Literatur generell als eine beschreibt, die die deutsche Gesellschaft und Kultur kosmopolitisiert:

Turkish German literature both issues from and accelerates what Ulrich Beck terms the »cosmopolitanization« of German society and culture, or its »globalization from

3 Chiellino schreibt auch selbst Literatur, die er unter dem Namen Gino Chiellino veröffentlicht, während all seine wissenschaftlichen Werke unter dem Namen Carmine Chiellino erscheinen. Eine Ausnahme bildet seine erste wissenschaftliche Veröffentlichung aus dem Jahr 1985, die unter dem Namen Gino Chiellino erschien.

within«, which involves what Zafer Senocak calls the »extension of the concept of Germanness«. (Cheesman, 2007, 12)

Ähnliche Interpretationen finden sich auch für die Schweiz und Italien (Kamm et al., 2010; Parati, 2005).

Die Forschung zu Österreich übernimmt diese Ansätze hauptsächlich aus der englischen und deutschen Debatte (Sievers und Vlasta, 2018b, 50–66). Auch hier wird nachgewiesen, wie die Werke von Eingewanderten und deren Nachkommen nationale, ethnische, religiöse und sprachliche Grenzziehungen in Frage stellen (Babka, 2011; Riegler, 2010; Schweiger, 2005), neue Perspektiven in die österreichische Geschichte einschreiben (Klingenböck, 2005), bekannte österreichische Lokalitäten wie den Naschmarkt als immer schon multikulturell darstellen (Beilein, 2008b) und Erzählungen und Figuren schaffen, die nicht national, sondern global verankert sind (Vlasta, 2016, 223–254). Darüber hinaus macht die österreichische Forschung auf die starke Präsenz von Ausgrenzung, Diskriminierung und Gewalt in den Texten von Immigrant*innen und ihren Nachkommen aufmerksam (Grabovszki, 2009b; Riedel, 2014).

Diese Dimension der Werke lässt sich jedoch mit den Ansätzen Homi Bhabhas, die den Diskurs über diese Literatur lange dominierten, nur sehr schwer fassen, wie vor allem Hannes Schweiger nicht müde wird zu betonen:

Die affirmative Feststellung der Hybridisierung von Identität aufgrund von Migrationsprozessen und -kulturen und nationenübergreifenden Austauschprozessen blendet häufig Machtverhältnisse und Marginalisierung aus und übersieht somit Grenzen, die für die Lebensläufe Einzelner existentielle Bedeutung haben (können). (Schweiger, 2008, 113)

So illustriert zum Beispiel Dimitré Dinev in seinen Werken, wie Flüchtlinge durch die ständig strikter werdende Gesetzgebung in die Illegalität getrieben werden. In solch einer Situation existentieller Bedrohung ist wenig Platz für eine Verhandlung neuer Identitäten, wie sie Homi Bhabha imaginiert (Schweiger, 2005, 222f.). Ähnlich argumentiert auch Wolfgang Müller-Funk, dass die Charaktere in Dimitré Dinevs *Engelsungen* nicht in einem Dritten Raum zu verorten sind, der kulturellen Wandel ermöglicht. Sie fristen ihr Leben hauptsächlich an Nicht-Orten, wie Müller-Funk diese in Anlehnung an Marc Augé nennt. Diese Nicht-Orte sind an den Rändern der Kultur angesiedelt, wo es nicht um das Aushandeln von Identitäten, sondern um das bloße Überleben geht (Müller-Funk, 2009, 73).

Schweiger sieht einen möglichen Ausweg aus diesem Widerspruch darin, auch diese Ausgrenzungen als »produktive Irritationen« zu lesen. Dieser Begriff geht auf den Titel der Erzählung »irritationen« von Anna Kim zurück, die Schweiger als Ausgangspunkt für seinen Neuansatz dient. In dieser Erzählung versucht eine Ich-Erzählerin asiatischer Herkunft mit verschiedenen technischen Mitteln, wie der Kopie ihres Gesichts, die Fremdheit zu erforschen, die ihr andere unterstellen, indem sie zum Beispiel von

ihren »schlitzaugen« sprechen (Kim, 2000a).⁴ Schweiger interpretiert diese Momente, in denen die Erzählerin zur Fremden gemacht wird, als »Akte der Gewalt«, mit denen die Mehrheitsgesellschaft ihr eine Identität oktroyiert, die mit der Selbstwahrnehmung der Erzählerin nicht in Übereinstimmung zu bringen ist, denn sie selbst sieht sich nicht als Fremde (Schweiger, 2012a, 154). Diese Akte der Gewalt sind die »irritationen«, die zu ihrer Selbsterforschung führen. Die Erzählung, die daraus resultiert, produziert Irritationen bei ihren Leser*innen, die ein neues Identitätsdenken zur Folge haben können:

Produktiv können diese Irritationen sein, indem sie Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit der eigenen Ambivalenz sind, die zu erkennen und anzuerkennen zu einem tieferen Verständnis des eigenen Dazwischen-Seins und damit einer globalisierten Gesellschaft führen. (Schweiger, 2012a, 155)

Die Wahrnehmung von Zugewanderten und deren Nachkommen als Avantgarde eines kulturellen Wandels, wie sie sich seit den 1980er Jahren in den Literaturwissenschaften durchgesetzt hat, bildet die Grundlage der postmigrantischen Literaturgeschichte. Doch diese will zudem erkunden, inwieweit das neue Denken, das sich in den literarischen Texten ausmachen lässt, im literarischen Feld und darüber hinaus auch tatsächlich Gehör fand. Dazu liegen jedoch bisher nur ansatzweise Erkenntnisse vor, die im Folgenden sehr ausführlich besprochen werden, weil sie für die vorliegende Studie von besonderer Bedeutung sind.

2.3 Von der Anerkennung zur gesellschaftlichen Veränderung

Die wenigen Studien, die sich mit der Frage befassen, inwieweit sich literarische Felder durch Immigration tatsächlich verändert haben, schätzen diese Veränderung weit geringer ein, als das auf textanalytischer Ebene der Fall ist. Mit anderen Worten, diese Analysen kommen zu dem Ergebnis, dass die gesellschaftsverändernde Kraft der literarischen Texte von Zugewanderten und deren Nachkommen, wie sie in den Textanalysen konstatiert wird, in literarischen Feldern nur sehr partiell Niederschlag gefunden hat. Das zeigt zum Beispiel eine Studie zu niederländischen Verlagen – die bisher einzige dieser Art. Die befragten Verleger*innen nehmen Immigrant*innen und deren Nachkommen nicht als neue Avantgarde wahr, die eine Welt in Veränderung angemessen beschreibt, wie das in den Literaturwissenschaften inzwischen der Fall ist (Koren und Delhaye, 2017). Vielmehr denkt die Mehrheit der Verleger*innen weiterhin in eurozentrischen Kategorien. In diesem Denken gelten europäische Texte als Norm, das heißt, ihnen wird automatisch thematische Universalität und literarische Qualität zugesprochen. Diese Setzung geht mit einer Abwertung aller anderen Literaturen einher, die man als nur für einen spezifischen Kontext relevant und literarisch minderwertig erachtet. In genau diesen Kategorien beschreiben niederländische Verleger*innen auch heute noch die Werke von Zu-

4 Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dieser Erzählung findet sich im Kapitel zu Anna Kim (vgl. Abschnitt 8.3.1).

gewanderten und deren Nachkommen, wenn sie diese als Ausdruck der Identitätspolitik einer spezifischen Minderheit verstehen, der es an stilistischer Innovation mangle. Die Verleger*innen selbst sehen das allerdings als rein objektive Aussage über die Qualität der Texte, ohne je die politischen Grundlagen dieser angeblichen ästhetischen Entscheidungen zu reflektieren: »In short, literary values and gatekeepers' practices are depoliticised, while diversity as a practice and policy is politicised, and thereby discredited« (ebd., 197).

Auch Pauwke Berkers beobachtet in seiner vergleichenden Studie zu ethnischen Grenzziehungen im amerikanischen, deutschen und niederländischen literarischen Feld zwischen 1955 und 2005 eher geringe Veränderungen. Dabei erweisen sich die Niederlande sogar als positives Beispiel, weil die Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen zunächst in den 1990er Jahren in den Medien und dann in den 2000ern auch in der Literaturpolitik abnahmen (Berkers, 2009, 68f.; 89). In Deutschland dagegen war das nicht der Fall. Berkers weist nach, dass deutsche Medien, Literaturpolitik und Literaturgeschichtsschreibung stärker zu Grenzziehungen gegenüber türkischen Zugewanderten und deren Nachkommen neigten als die gleichen Institutionen gegenüber ausgewählten Gruppen von Zugewanderten und ethnischen Minderheiten in den Niederlanden und insbesondere in den USA (ebd., 117–123). Die vielen literarischen Werke deutsch-türkischer Autor*innen und Diskussionen zu deutsch-türkischer Literatur im deutschen literarischen Feld, die genau in diesen Zeitraum fallen, scheinen die Vorstellung von deutscher Nationalliteratur also kaum verändert zu haben.

Das heißt jedoch nicht, dass sich in den literarischen Feldern nichts verändert hat. Inbegriff dieser Veränderungen sind jene Institutionen, die Zugewanderten und deren Nachkommen den Weg in die literarische Öffentlichkeit ebneten, wie der Verlag *Présence Africaine* in Frankreich (Jules-Rosette, 1998), das BBC-Radioprogramm »Caribbean Voices« in Großbritannien (Brown, 2013, 25–27), der multinationale Verein von Autor*innen und Künstler*innen *PoLiKunst* (Reeg, 1988, 88–96) und der Adelbert-von-Chamisso-Preis in Deutschland oder der Literaturwettbewerb »schreiben zwischen den kulturen« und der Verlag *edition exil* in Österreich (Böckel, 2011; Friedl, 2003; Schwaiger, 2016d), um nur einige wenige zu nennen. Dass diese Institutionen entscheidenden Einfluss auf die Sichtbarmachung der Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen hatten, ist unbestritten, blieb doch in jenen nationalen Kontexten, in denen solche Institutionen erst spät entstanden, wie in Österreich und den Niederlanden, diese Literatur lange unsichtbar (Minnaard, 2011; Sievers, 2008).

Dennoch sind auch diese Institutionen ambivalent zu sehen, denn selbst sie haben eine Torhüterfunktion. Das bedeutet nicht nur, dass sie entscheiden, wer Zugang zum literarischen Feld erhält und wer nicht. Vielmehr schränken sie mit ihren Selektionsmechanismen jene Autor*innen ein, die sich im Feld durchsetzen können. Diese Einschränkungen sind einerseits thematischer Natur. So werden oft Texte zum Herkunftsland sowie zu Zuwanderung und Integration bevorzugt. Andererseits geben die Institutionen den sprachlichen Rahmen vor, in dem sich die Autor*innen bewegen können. Sie legen fest, was als kreative sprachliche Grenzüberschreitung und was als Fehler gilt. Was das konkret bedeutet, illustriert eine Studie von Chantal Wright (2014) zu den Anthologien, die aus den Schreibwettbewerben des Instituts für Deutsch als Fremdsprache an der Universität München hervorgingen und in den 1980er Jahren beim Deutschen Taschenbuch

Verlag erschienen. Von den ersten beiden Anthologien wurden mehr als 10.000 Exemplare verkauft, und auch in den Medien wurden diese positiv aufgenommen. Sie trugen also deutlich zur Sichtbarmachung der Autor*innen bei. Doch das galt eben nur für jene, die den Selektionskriterien der Jury gerecht wurden. Im ersten Wettbewerb standen dabei die sprachliche Korrektheit und die literarische Qualität der Texte im Zentrum, wobei man wahrscheinlich beide Kriterien als objektiv verstand, deren ausgrenzende Dimension also nicht bedachte. Im zweiten Auswahlverfahren wurde mit Authentizität ein weiteres fragwürdiges Kriterium angelegt. Erst im dritten Preisausschreiben trat schließlich ein Bewusstsein dafür ein, dass Texte auch dann literarisch kreativ sein können, wenn sie nicht sprachlich korrekt sind. Ab diesem Zeitpunkt fanden sich unter den veröffentlichten Autor*innen auch Autodidakt*innen, darunter viele, die aus der Türkei stammten, eine Gruppe, die bis zu diesem Zeitpunkt unterrepräsentiert war (Wright, 2014).

Auch im weiteren Verlauf der schriftstellerischen Laufbahnen kommt es zu Selektion, wie Silke Schwaiger (2016d) nachweisen kann. Sie verfolgt den Weg ausgewählter Autor*innen vom Wettbewerb »schreiben zwischen den kulturen«, der vielen Autor*innen in Österreich als Einstieg in das Feld dient, zur ersten Buchpublikation. Demnach setzen sich im österreichischen literarischen Feld Schriftsteller*innen wie Dimitré Dinev, Julia Rabinowich und Anna Kim durch, die Kultur in ihren Werken als veränderbar verstehen und dies auch formal in ihren Texten in einer fantastischen, märchenhaften oder bildhaften Sprache reflektieren. Autor*innen, die kulturelle Auseinandersetzungen und Diskriminierung thematisieren und dafür eine realistische Darstellungsform wählen, wie zum Beispiel Graece Latigo, finden weitaus schwerer Anerkennung (Schwaiger, 2016d). Diese Grenzziehungen bestätigen sich in Analysen zu Seher Çakır und Ilir Ferra (Englerth, 2016a; ders., 2016c).

Das Beispiel Ferra zeigt jedoch auch, wie sich ein Autor solchen Grenzziehungen widersetzen kann. Ferra schrieb zunächst bewusst einen Text, der den Selektionskriterien des Wettbewerbs »schreiben zwischen den kulturen« gerecht wurde. Mit dem Preis konnte er dann das Interesse anderer Akteur*innen im Feld für seine späteren Texte wecken, in denen er inhaltlich und ästhetisch andere Wege einschlägt. Während im Preistext »Halber Atem« (2008) realistische Einblicke in das Leben eines Migranten in Österreich mit surrealistischen Traumpassagen verschwimmen, was ihm in der Preisbegründung einen Vergleich mit Franz Kafka einbrachte, stellt er in seinen beiden Romanen *Rauchschatten* (2010) und *Minus* (2014) authentisches Erzählen, wie es von Immigrant*innen und ihren Nachkommen immer wieder eingefordert wird, durch komplexe Erzählverfahren in Frage. Allerdings musste er seinen Stil nicht nur gegen einen Lektor verteidigen, der entscheidende Textpassagen umschreiben wollte. Auch die Medien nehmen seine Werke trotzdem hauptsächlich als authentische Einblicke in sein albanisches Herkunftsland und ein Wettlokal in Wien wahr (Englerth, 2016a).

Die Aufsätze von Holger Englerth und Silke Schwaiger im Band *Grenzüberschreitungen* dokumentieren darüber hinaus, dass nicht nur jene Institutionen, die sich spezifisch Zugewanderten und deren Nachkommen widmen, zur Sichtbarkeit dieser Autor*innen in literarischen Feldern beitragen (Englerth, 2016a; ders., 2016c; Schwaiger, 2016b; dies., 2016c). Auch viele andere kleine Verlage sowie Zeitschriften nehmen sich dieser Autor*innen an. Zudem waren größere, bekanntere Verlage wie Deuticke in Wien für die Anerkennung der Autor*innen über einen kleinen Kreis von Spezia-

list*innen hinaus von herausragender Bedeutung, wie eine Diplomarbeit zu diesem Verlag illustriert (Neuhart, 2010). Hinzu kommen jene Institutionen, die Ansehen im Feld generieren, wie Kritiker*innen, die in relevanten Feuilletons oder im Fernsehen zur Anerkennung und Sichtbarkeit der Veröffentlichungen beitragen, literarische Jurys, die Preise vergeben, öffentliche und private Geldgeber, die Stipendien verwalten, und Wissenschaftler*innen, die zur Kanonisierung ausgewählter Autor*innen und Werke beitragen.

Doch die Forschung zur Bedeutung anderer Institutionen als Verlagen für die Anerkennung von Immigrant*innen als Autor*innen steht noch am Anfang. Zu den wenigen Ausnahmen zählt Kathryn A. Kleppingers Studie zum Einfluss der Medien auf die Anerkennung der Autor*innen, die in Frankreich unter dem Label »littérature beur« bekannt wurden.⁵ Sichtbarmachung und Torhüterfunktion sind auch in diesem Fall eng miteinander verwoben. So trug das Fernsehen einerseits entscheidend dazu bei, dass diese Autor*innen in den frühen 1980er Jahren in Frankreich auf großes Interesse stießen. Bis zu dieser Zeit nahm die französische Politik sowohl personell als auch inhaltlich Einfluss auf das Fernsehen, das seit Ende des Zweiten Weltkriegs Staatsmonopol war. Die Abschaffung dieses Monopols in den frühen 1980er Jahren ging mit einer inhaltlichen Öffnung des Fernsehens einher. Von dieser Neuausrichtung scheinen die Autor*innen profitiert zu haben, die zu genau dieser Zeit zu publizieren begannen. Zumindest wurden sie relativ häufig ins Fernsehen eingeladen, um über ihre Werke zu diskutieren:

Producers must have appreciated their younger, more contemporary style and new ideas regarding immigration and identity in French society. The loosening of audiovisual media regulations thus created a venue for these authors to share their unique perspectives on contemporary social debates with an ever-growing television audience. (Kleppinger, 2015, 23f.)

Gleichzeitig jedoch wurden die Autor*innen damit zu Auskunftspersonen über Immigration degradiert. Ihre Texte wurden als soziologische Dokumente präsentiert, deren einziger Zweck darin bestand, Auskunft über eine Minderheit zu geben. Die literarische Dimension ihres Schreibens rückte dabei in den Hintergrund. Das fand auch in dem Label »littérature beur« seinen Ausdruck, das in diesem Zusammenhang entstand. Die mediale Aufmerksamkeit ging also zunächst nicht mit der Anerkennung als französische Schriftsteller*innen einher. Doch Kleppinger zeigt auch, wie sich das über die Jahre änderte. Während sich Farida Belghoul Mitte der 1980er Jahre noch vergeblich über die soziopolitische Interpretation ihrer Werke beschwerte, fand Faïza Guène im frühen 21.

5 Der Begriff »beur«, abgeleitet von »arabe« (arabisch), stammt aus dem Verlan, das ursprünglich von Betrügern und Dieben als Geheimsprache verwendet wurde. Zu diesem Zweck wurden Wörter durch das Verkehren von Silben verfremdet. Inzwischen sind viele dieser Neuschöpfungen Teil der französischen Umgangssprache. Mit dem Begriff »littérature beur« werden Autor*innen bezeichnet, die meist selbst in Frankreich geboren oder aufgewachsen sind, deren Eltern aber aus dem Maghreb stammen und die sich in ihren Werken mit ihren spezifischen Erfahrungen zwischen säkularer, französischer Kultur und familiären, muslimischen Traditionen auseinandersetzen. Kleppinger kritisiert jedoch zurecht, dass dieser Begriff mehr über diejenigen aussagt, die ihn geprägt haben, als über die Autor*innen und ihre Werke (Kleppinger, 2015, 9).

Jahrhundert gerade aufgrund dieser Kritik Aufmerksamkeit und Sabri Louatah schließlich spricht explizit über die weltliterarischen Einflüsse auf seine Werke:

[T]he change over time in the social and literary dynamics surrounding the promotion and discussion of their writing has undeniably opened up to at least provide room for a multiplicity of voices and perspectives regarding the role of writing by members of ethnic minority populations in France today. (Kleppinger, 2015, 5)

Die Unterstützung für Zugewanderte und deren Nachkommen im literarischen Feld stellt sich damit zumindest in einem ersten Schritt zwar oft als zweischneidig heraus, weil sie nicht direkt mit literarischer Anerkennung einhergeht. Sie kann jedoch einen solchen Prozess der Anerkennung einleiten, der für die literarischen Institutionen und Akteur*innen im Feld einen Lernprozess darstellt, in dem es zu einer schrittweisen Auseinandersetzung mit unbewussten nationalliterarischen Denkschemata kommt.

Doch den Autor*innen wird nicht nur Unterstützung zuteil. Sie sehen sich auch mit Widerstand konfrontiert, nicht zuletzt von Autor*innen, die der Mehrheitsgesellschaft angehören. Dieser wird selten explizit ausgesprochen, sondern meist als ästhetische Kritik verpackt. Eine besondere Form dieser ästhetischen Bloßstellung ist die Veröffentlichung von Werken, mit denen sich Autor*innen unter Pseudonymen als Teil der Gruppe von Zugewanderten und deren Nachkommen ausgaben, obwohl sie das nicht waren. Beispiele dafür sind Helen Demidenko (alias Helen Darville) in Australien, Paul Smail (alias Jack-Alain Léger alias Daniel Théron) in Frankreich und Yusuf el Halal (alias Ronald Giphart, Marcel Möring, Ingmar Heytze unter anderen) in den Niederlanden. Die Debatten über die drei Autor*innen gestalteten sich sehr unterschiedlich, auch weil es sich um verschiedene Phänomene handelt (Gunew, 1996; Moenandar, 2007; Horvath, 2010). Vor allem Demidenkos Fall sorgte für viel Aufregung, denn ihr Buch beschäftigte sich aus einer angeblich ukrainischen Perspektive mit dem Holocaust und war stark von antisemitischen Untertönen geprägt (Gunew, 1996, 161). Dennoch wurde in allen drei Fällen mit der Wahl des exotischen Pseudonyms impliziert, dass sich die Aufmerksamkeit für diese Literatur allein mit der Biografie der Autor*innen erklärt. Insbesondere in Australien, wo sich der Blick auf die Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen seit den 1980er Jahren allmählich differenziert hatte, bedeutete dieser Vorfall in den frühen 1990er Jahren, der mit steigender Kritik am Multikulturalismus zusammenfiel, einen deutlichen Rückschlag für die Anerkennung dieser Autor*innen und ihrer Werke, die wieder stärker als repräsentativ für bestimmte Gruppen gelesen wurden:

[T]he scandal made it difficult to promote multicultural writing within the Australian literary community, and many ethnic-minority writers became wary of being in any way associated with the unfortunate events. Playing down multicultural credentials, insisting on being read as individual writers, not part of any cultural group, and as Australian, not »hyphenated« writers, was a common reaction, and it is one still encountered a good two decades after the affair. (Gunew und Ommundsen, 2018, 33)

Veränderungsprozesse in literarischen Feldern zu analysieren, bedeutet, die Autor*innen und ihre Werke im Netz dieser Institutionen und Auseinandersetzungen zu ver-

orten. Sie müssen als Teil dieses Feldes betrachtet werden, innerhalb dessen sie unter anderem mit ihren Werken Position beziehen. Zum Verständnis dieser Prozesse trugen vor allem britische Studien im Kontext der Postcolonial Studies bei, die sich seit Beginn des 21. Jahrhunderts stärker der Frage widmeten, wie zugewanderte Autor*innen konkret Anerkennung erhalten. Das ging mit neuen theoretischen und methodologischen Zugängen einher. So ist das Interesse an Bourdieus Theorien in den vergangenen Jahrzehnten in den Postcolonial Studies enorm gestiegen (Dalleo, 2016). Vorreiter dafür war Graham Huggan mit seinem Buch *The Postcolonial Exotic*, in dem der Autor zum ersten Mal die konkreten Marktbedingungen bei der Analyse postkolonialer Texte mitdenkt (Huggan, 2001). Zudem stützt sich die Forschung verstärkt auf Buchgeschichte und Verlagsarchive (Joshi, 2002; Ranasinha, 2007).

Daher überrascht es nicht, dass eine der wenigen Studien, die versucht, zugewanderte Autoren (in diesem Fall nur Männer) und ihre Werke in einem spezifischen literarischen Feld zu verorten, sich mit postkolonialer Literatur in England befasst. J. Dillon Brown betrachtet, wie sich die Gründungsväter der karibischen Literatur, Edgar Mittelholzer, George Lamming, Sam Selvon und Roger Mais, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg im englischen literarischen Feld positionierten. Die dominanten Autoren in diesem Feld, wie Kingsley Amis und John Wain, waren eher national orientiert und lehnten die kosmopolitische Moderne der Zwischenkriegszeit ab. Genau dieser Ablehnung, die oft auch xenophobe Untertöne trug, stellten sich die karibischen Autoren, die in der Nachkriegszeit nach England immigrierten, mit ihrem Anknüpfen an die englische Moderne entgegen (Brown, 2013, 16f.). Hinzu kam, dass ihnen diese ideal erschien, um ihrer transnationalen postkolonialen Kritik Ausdruck zu verleihen. Als Beispiel sei hier George Lamming genannt, der in Anlehnung an Vorbilder der englischen Moderne wie Virginia Woolf für seine literarischen Werke eine Ästhetik wählte, die sich einem schnellen Lesen versperren. Doch anders als Woolf schreibt er damit hauptsächlich gegen eine Sprache an, der die Abwertung kolonialer Subjekte eingeschrieben ist und die deswegen nicht erlaubt, diesen auf Augenhöhe zu begegnen:

For Lamming, the difficulty of modernist style provides a forceful mechanism for conveying his insistence that Caribbean people be treated as creative, thinking human beings, as well as his adamant belief that, for all people, ethical interchange necessitates a skeptical and supremely sensitive epistemological disposition. (Brown, 2013, 102)

Einen entscheidenden Beitrag zur Anerkennung dieser Werke leistete Henry Swanzy mit dem Radioprogramm »Caribbean Voices«, das der BBC World Service zwischen 1943 und 1958 ausstrahlte und dessen Gestaltung Swanzy ab 1946 von Una Marson übernahm, die in die Karibik zurückkehrte. Swanzy zeigte sich den modernen Tendenzen der Autoren gegenüber weit aufgeschlossener als viele andere Akteur*innen im englischen literarischen Feld und versuchte nicht nur über seine Radiosendung, diese Werke einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen, sondern vermittelte den Autoren auch Kontakte zu Verlagen (ebd., 25–27). Brown verortet die Autoren und ihre Werke also in einem konkreten literarischen Feld, in dem ihre ästhetischen Entscheidungen politische Bedeutung erhielten und in dem sie von den einheimischen literarischen Akteur*innen sowohl Abgrenzung als auch Unterstützung erfuhren.

Anhand des internationalen Forschungsüberblicks in diesem Kapitel konnte gezeigt werden, dass sich die nationalen literarischen Felder des globalen Nordens seit dem Zweiten Weltkrieg für Immigrant*innen und deren Nachkommen geöffnet haben. Das lässt sich nicht allein mit der zunehmenden Immigration erklären. Entscheidend waren vielmehr die menschenrechtlichen Versprechen der Nachkriegszeit, auf die sich Immigrant*innen und ethnische Minderheiten in ihrem Kampf um Anerkennung beriefen. Dieser Kampf fand auch in der Literatur Niederschlag. Zunächst verschafften sich Immigrant*innen und deren Nachkommen bei Verlagen und Kritik Aufmerksamkeit. Darauf reagierten in weiterer Folge auch die Literaturwissenschaften. Sie sprachen den Autor*innen die ästhetische Bedeutung zu, die zu ihrer Kanonisierung beitrug. Doch die Literaturgeschichten, in denen diese Veränderungsprozesse in den einzelnen literarischen Feldern im Detail untersucht werden, wurden bisher noch nicht geschrieben. Jene Studien, die sich den institutionellen Rahmenbedingungen widmen, unter denen sich einzelne Autor*innen durchsetzten, können als Wegweiser für die Entwicklung solcher Literaturgeschichten dienen. Sie verweisen sowohl auf die Ausgrenzung, mit der sich diese Autor*innen konfrontiert sahen, als auch auf den Widerstand, mit dem sie dieser Ausgrenzung in ihren Werken begegneten. Doch gerade in Bezug auf die Ausgrenzung werden diese wenig konkret. An dieser Stelle gilt es anzusetzen. Eine postmigrantische Literaturgeschichte sollte umfassender über die Ursachen der Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen in nationalen literarischen Feldern reflektieren. Denn erst wer die Grundlagen der Ausgrenzung benennen kann, kann auch Veränderung nachweisen. Aus diesem Grunde soll im Folgenden auf Basis von Pierre Bourdieus Arbeiten ein Neuansatz entwickelt werden, der Ausgrenzung in literarischen Feldern zum Ausgangspunkt des Anerkennungsprozesses von Immigrant*innen und deren Nachkommen nimmt.

